

Der Liberale Beobachter

Und Berks, Montgomery und Schuylkill Counties allgemeiner Anzeiger.

„Willig zu loben und ohne Furcht zu tadeln.“

K e a d i n g, Penn. Gedruckt und herausgegeben von A r n o l d P u w e l l e, in der Süd 6ten Straße, Ecke der Cherry Alley B e h m' s Wirthshaus-Gefesse gegenüber.

Jahrg. 7, ganze Num. 340.

Dienstag den 10. März, 1846.

Laufende Nummer 28.

Bedingungen. — Der Liberale Beobachter erscheint jeden Dienstag auf einem großen Superals-Bogen mit schönen Lettern gedruckt. Der Subscriptions-Preis ist Ein Thaler des Jahres, welcher in halbjährliche Vorauszahlungen erbeten wird. Wer im Laufe des Jahres nicht bezahlt, werden \$1 50 angerechnet. Für kürzere Zeit als 6 Monate wird kein Unterschreiber angenommen, und etwaige Aufkündigungen werden nur dann angenommen, wenn sie einen Monat vor Ablauf des Subscriptions-Termins geschehen und gleichzeitig alle Rückstände abbezahlt werden. Bekanntmachungen werden dankbar angenommen und für den gewöhnlichen Preis eingebracht. Unterschreibern in hiesiger Stadt wird die Zeitung portofrei geschickt, weitere Versendungen geschehen durch die Post oder Träger, auf Kosten der Unterschreiber. Briefe und Mittheilungen müssen postfrei eingelangt werden.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Die waltende Nemesis.

Es hat sich kürzlich in England der Fall ergeben, daß zwei Männer welche einst einen Mord gemeinschaftlich begangen hatten, und sich nach langer Trennung wieder sahen, hierbei in Streit geriethen, und der Eine durch die Hand des Andern fiel, worauf dann auch der Ueberlebende, von der Gerechtigkeit verfolgt, auf eine jämmerliche Art verunglückte. Dieser Vorfall scheint jedoch in den Annalen der englischen Criminaljustiz nicht ohne ein Seitenstück zu sein, denn ein dortiges Blatt erzählt bei dieser Gelegenheit folgendes Ereigniß aus den Zeiten der Königin Elisabeth.

Ein junger Mann von lockern Sitten und schlechtem Lebenswandel, Aldcraft mit Namen, faßte den schrecklichen Vorfall, seinen Oheim, dessen einziger Erbe er war, ums Leben zu bringen, damit er desto eher und gewisser in den Besitz der Erbschaft käme. Walters, sein Freund und Spißgeselle, bot sich hierzu als Werkzeug an. Die blutige That wurde vollbracht, und der Zufall schien die beiden Mörder insferne zu begünstigen, als sie vor der Hand nicht den geringsten Verdacht auf sich zogen. Aldcraft kam in das Versteck des Erbes, und zahlte seinem Mitschuldigen eine bedeutende Summe in baarem Gelde aus, unter der Bedingung, daß er England für immer verlasse. Dies geschah Aldcraft bezog nun das einsame Schloß des gemordeten Oheims, und gedachte daselbst seine Tage in behaglichem Genuße zu verleben.

Es verfloßen auf diese Art vielleicht 20 Jahre. Da erscheint plötzlich, als Aldcraft so eben bei seiner schwelgerischen Tafel sitzt, eines Tages sein ehemaliger Freund Walters. Er hat neuerdings einen Mord begangen; die Häsher sind auf seiner Spur; er will sich hier im Schloß verbergen. Aldcraft glaubt, der Augenblick sei gekommen, wo er sich ungestraft eines lastigen Zeugen entledigen könne, und stößt ihm den Degen in den Leib. Mittlerweile wird das Schloß von den Häshern besetzt; Aldcraft zeigt ihnen den blutigen Körper, und gibt vor, es sei unmöglich gewesen, den Verbrecher lebendig zu fangen. Die Häsher ziehen mit der Leiche ab und Aldcraft triumphirt.

Es währt jedoch nur einige Stunden, so wird das Schloß neuerdings von Wachen umstellt. Man hat nämlich bei dem ermordeten Walters verschiedene Papiere gefunden, die nun auch Aldcraft in Betreff des Mordes, der an dem Oheim begangen war, verdächtigen.

Aldcraft gewinnt Zeit, und entschließt sich durch eine geheime Thür ins Freie. Er wird jedoch lebhaft verfolgt, muß sich anfänglich in einem Mühlbache, und endlich sogar in dem Wasserrade dieser Mühle verbergen, die zufälligerweise stille steht. Nunmehr halten die Häsher inne; sie haben jedwede Spur ihres Flüchtlings verloren, und schon sind sie im Begriffe die Gegend zu verlassen, als der Müller plötzlich seine Schleuse öffnet und die Mühle in Bewegung setzt. Ein gräßlicher Schrei wird vernommen — und gleich darauf schwimmt ein zermalmters Leichnam den Mühlbach hinab. Die Nemesis hatte den Mörder erreicht. Weltb.

Fürstliche Humanität.

Auf einer Reise des Kaisers Alexander von St. Petersburg in ein entferntes Souvernement seiner Staaten, im Jahre 1877, wurde unterwegs dessen Reisewagen schadhast, und er sah sich genöthigt, auf offener Straße Halt zu machen. Aus dem Wagen gestiegen, überließ er seiner ihn begleitenden Dienerschaft die Instandsetzung desselben. Wenige Minuten darauf kam der Wagen des Generals von D. nach, der dem Kaiser auf dieser Reise zu folgen beordert war. Der General ließ sogleich anhalten, sprang heraus, und näherte sich dem Monarchen. Alexander befahl ihm aber, wieder in seinen Wagen zu steigen,

die Reise bis zur nächsten Station fortzusetzen, und ihn dort zu erwarten. Hier, sagte er, können Sie nichts nützen; wenn Sie aber vorausgehen, und Alles zur Fortsetzung der Reise vor meiner Ankunft auf der nächsten Station vorbereiten, so kann dadurch die jegige Verzögerung wieder in etwas eingebracht werden.

Der General gehorchte. Kaum war er eine Strecke gefahren, so kam eine hochbejahrte russische Bauernfrau auf den Kaiser zu, und fragte ihn treuherzig: „Kommt Ihr aus Petersburg?“ Antwort: Daber komm' ich. Frage: Ihr gehört wohl zu des Kaisers Leuten? Antw. Ja.

Frage. Habt Ihr mir nicht einen Brief mit Geld von meinem Sohn mitgebracht? Antw. Nein! Wer ist denn euer Sohn? Frage. Ich kenn' ihn nicht, und seid doch um den Kaiser? — Er ist ja Diefenheizer im Winterschloß.

Dem Kaiser gefiel diese treuherzigen Unbefangenheit der Bäuerin, und er ließ sich von ihr nähere Auskunft über ihren Sohn geben. Sie berichtete ihm nun, ihr Sohn habe ihr von seinem Einkommen, da sie eine arme alte Frau sei und nichts mehr verdienen könne, jährlich siebenzig Rubel geschickt, diesmal ihr aber geschrieben, sie solle solche aus den Händen eines der Diener des Kaisers erhalten, wenn Letzterer in die dortige Gegend eine Reise machen werde.

Ich beginne mich jetzt, sagte Alexander, ihr habt ganz recht, Mutter. Euer Sohn hat zwar keinen Brief, aber doch Geld für euch an einen Offizier mitgegeben, der den Kaiser begleitet. Ihr irrt euch aber in der Summe, es sind nicht siebenzig, sondern fünfshundert Rubel.

Frau. Ist das auch Euer Ernst? Kaiser. Mein völliger Ernst. Geht nur nach der nächsten Station, dort werdet ihr den Offizier finden.

Der Kaiser machte der Alten nun eine sehr genaue Beschreibung von dem General D., so daß sie ihn nicht verkennen konnte, und setzte hinzu: „Wenn ihr den Mann gefunden habt, der so aussieht, so laßt euch nur die 500 Rubel geben.“

Die Alte ging, nachdem sie dem Kaiser durch Darreichung der Hand für die ihr gegebene Auskunft gutmüthig gedankt hatte, eilig nach der nächsten Station. Als sie den General D. aufgefunden hatte, was nicht schwer hielt, trat sie vor ihn, und redete ihm mit den Worten an: „Ich will mir die fünfshundert Rubel ausbitten, die euch mein Sohn in Petersburg für mich mitgegeben hat.“

Der General sah die Alte starr und betreffen an; er hielt sie für wahnsinnig. „Liebe Frau, erwiderte er schonend, aus Mitleid mit ihrem bedauernswerthen Zustande, ihr irrt euch gewiß in der Person. Ich kenne weder euren Sohn noch euch, und am wenigsten hab' ich von irgend Jemand fünfshundert Rubel erhalten, um sie in dieser Gegend wieder auszuzahlen.“

Frau. Es hat mir's aber doch ein Herr versichert, der's wissen will; er hat mir euch haarklein beschrieben und ausdrücklich gesagt, ich sollte euch nur auffuchen und das Geld von euch fordern.

General. Da hat euch Jemand etwas aufgebunden. Es ist gar nicht hübsch, das Alter zu foppen.

Frau. Ne, das hat er gewiß nicht. So sah er gar nicht aus. — Macht keine Umstände, und gebt mir das Geld.

General. Geht eurer Wege! ich habe kein Geld für euch empfangen, und ihr könnt daher auch keinen Kopeken von mir erhalten.

Frau. Also leugnet ihr's? — Das hätte ich mir von einem so schmucken, vornehmen Herrn nie vorgestellt.

Mittlerweile war der Kaiser auf der Station angekommen, und er trat in das Zimmer, als die Alte eben ihren Vorwurf geendet hatte. Kaum wurde sie den Kaiser gewahrt, so zeigte sie mit dem Finger auf diesen, und rief triumphirend: „Nun werdet ihr mir's doch nicht weiter abstrei-

ten. Da ist der Herr, der mir's gesagt hat, ihr hättet das Geld von meinem Sohne in den Händen.“

Der General wollte jetzt dem Kaiser den sonderbaren Vorfall erzählen, doch Letzterer winkte ihm mit den Augen, und sagte dann: „Besinnen Sie sich doch! haben Sie nicht von einem Zimmerheizer im Schloße 500 Rubel für seine Mutter bekommen?“ Diesen Wink verstehend, rief D. nach einer kurzen Pause, sich mit der Hand vor die Stirne schlagend, aus: „Ja, jetzt besinn' ich mich! war mir's doch ganz aus dem Gedächtniß gekommen!“ und sich an die Bauerfrau wendend, fuhr er fort: „Mit dem Gelde hat es seine Richtigkeit, Mütterchen, ihr sollt es gleich erhalten.“ Er öffnete nun eine Kassette und zählte der Frau 500 Papier-Rubel hin. Schüchtern und unbeweglich blieb die Alte stehen; sie blickte zwar den ihr angebotenen Schatz starr an, aber sie wagte es nicht, ihn zu berühren. So nehm' doch! sagte der General. „Ich mochte es wohl, erwiderte sie, wenn ich nur auch gewiß wäre, daß es mein Sohn nicht gestohlen hat.“ Das sei gewiß nicht der Fall, versicherte sie der Kaiser.

Frau. Wo in aller Welt hat er so viel Geld her?

Kaiser. Das will ich euch sagen. Der Kaiser hat allen seinen Schloßbedienten, vom obersten bis untersten, ein außerordentliches Geschenk gemacht, und da hat euer Sohn, weil er sich so gut betragt, auch fünfshundert Rubel empfangen.

„Ach, rief die Alte aus, und ihre Augen näßte eine Freudenthräne, Gott segne den Kaiser. Wenn ich nur noch vor meinem Ende einmal das Glück haben könnte, ihn zu sehen.“

Alexander war sichtbar bewegt, und der General von D. konnte in diesem Augenblicke seinem Herzensdrange nicht widerstehen. Auf die Gefahr, daß es sein Monarch nicht ganz günstig aufnehmen würde, wenn er ihn aus seinem Incognito hervorjagte, rief er aus: „Da steht er vor euch, Mutter, euer Wunsch ist erfüllt!“ Kaum vernahm die Alte diese Worte, so stürzte sie auch vor dem Kaiser auf die Kniee, froh über die Gewährung ihres Wunsches, aber auch sehr voll Angst über ihre vorige Kahnhheit. Alexander hob die Kniee liebreich auf, und sagte zu ihr: „Es freut mich, daß ihr einen so guten und dankbaren Sohn habt, der sich eurer in eurem Alter so kindlich annimmt. Eure Besorgniß macht euch Ehre, und damit ihr deshalb künftig ohne Unruhe sein mögt, so sollt ihr auf eure Lebenszeit eine Pension erhalten, die euch vor Mangel schützt, und euer Sohn darf sich nun weiter nichts mehr abdarben, um eine Kindespflicht zu erfüllen. Wenn er sich gut betragt, so soll weiter für ihn gesorgt werden.“

Die Kaffee-Plantagen auf der Insel Cuba.

Es gibt solcher Pflanzungen von 100 bis 400 Acker, der gewöhnliche Umfang ist 200 Acker. Will man eine neue Pflanzung in einem Walde anlegen, so fällt man die Bäume und läßt sie auf der Erde liegen während man die Kaffeeplantagen zwischen die Stämme, Zweige und Blätter legt, die nach dem Verfaulen einen trefflichen Dünger geben. Der auf einer neuen Pflanzung gewonnene Kaffee ist so vorzüglich und von so reichen Ertrage, daß man gern neue Anlagen macht, obgleich der Marktpreis des Kaffees so niedrig ist, daß eine alte Pflanzung kaum einen Gewinn abwirft. Die Kaffee-Pflanze, die viele Jahre dauert, wächst im wilden Zustande, je nach Beschaffenheit des Bodens, 8, 10, bis 12 Fuß hoch. Sie gleicht in diesem Zustande der kleinen schwarzen Kirsche, so lange diese jung und der Wipfel noch nicht stark belaubt ist. Die angebauten Pflanzungen werden gegen 5 Fuß aus einander in Reihen und Biercke gesetzt, und durch Beschneiden nur 3 bis 5 Fuß hoch gehalten, damit die Beeren von den Negern mit der Hand erreicht werden kön-

nen. Die einzelnen Biercke sind durch Alleen getrennt, und die größten mit Palmen-, Drangen- und andern Bäumen eingefaßt, die zum Theil bloß zur Zierde dienen, doch auch wohl Nutzen bringen, wie denn z. B. die Palmzweige zum Decken der Negerhütten gebraucht werden. Einige dieser Alleen sind wahrhaft prächtig, und man reitet auf einem muntern spanischen Pferde an einem sonnenhellen Frühmorgen tausendmal auf und nieder, ohne daß die Einformigkeit ermüdet. Zwischen den Kaffeepflanzen erheben sich zerstreute Pfingstbäume, die 12 bis 15 Fuß hoch wachsen, und einige breite Blätter aus dem Wipfel treiben, die als Zweige, gegen 5 Fuß lang, herabhängen. Auf der Spitze des Stammes sieht man einen Büschel von Früchten, die Gurken gleichen und 20, 30 bis 50 an einem herabhängenden Zweige sitzen. Will man sie sammeln, so wird der Stamm abgehauen und bleibt als Nahrung liegen. Die Frucht liefert die Düngung für die Neger, wozu man noch etwas Kindsfleisch aus Buenos Ayres und Heringe, Schweinefleisch oder Stockfisch aus den Ver. Staaten kommt. Die Pfingstfrucht ist sehr wohlschmeckend und ein Hauptertrag der Insel Cuba. Eine Kaffeepflanzung von dem gewöhnlichen Umfange hat 120 bis 140,000 Stauden, außer einem Weideland für das Vieh, einem Futterplatz und einem Stücke Waldboden, wo die Pflanzschule der Kaffeestauden Schatten hat. Mit ihren Alleen, ihren breitblättrigen Pfingstbäumen, bilden sie zur Blüthezeit eine stoffreiche Landschaft, wiewohl die zuweilen scheltend oder drohend erschallende Stimme des Treiters und der Knall seiner Peitsche den Beschauer erinnern, daß er nicht im Paradiese ist. Die Kaffeestauden trägt im Durchschnitt 20 Jahre, und da die absterbenden Stauden hier und da durch neue ersetzt werden, die erst im dritten Jahre Früchte bringen, so ist etwa ein Zehntheil ohne Ertrag. Jede Stauden bringt jährlich gegen 1 Pfd. Die Frucht befindet sich in einer runden Hülse, deren jede zwei Kerne hat. Sie wird gepflückt, wenn die Hülse sich röthet, und die Zeit des Pflückens dauert vom November bis März, da nicht alle Früchte gleichzeitig reifen. Die Neger sammeln die Früchte in Körben, die sie auf den Köpfen auf die Darren bringen, welche sich in der Nähe der Wohnung des Pflanzers befinden. Sind die Beeren trocken, so werden sie in großen Fächern in einer Niederlage aufbewahrt, um später gereinigt und fortirt zu werden.

Aus einer alten Bestallung.

In dem Werke: „Zur Geschichte Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II., Könige von Preußen, (von Dr. F. Cramer),“ findet man folgende Stelle aus einer vom 19. Janu. 1732 datirten Bestallung des Grafen Stein als Vizepräsident der Akademie der Wissenschaften zu Berlin:

„Daferne auch der Vizepräsident, Graf von Stein, besondere Umstände oder Veränderungen in dem Laufe des Gestirns anmerken sollte, zum Exempel, daß der Mars einen freundlichen Blick in die Sonne geworfen hätte, oder daß er mit dem Saturno, Venere und Mercurio im Quadrat stände, oder auch, daß der Zodiacus, wie bereits zu des Campanella Zeiten angemerket worden, sich noch weiter aus dem Gleise begeben und verrücken, oder auch, daß ein Wirbel des Himmels den andern, nach des Cartesii principii, abschleifen und verschlingen wollte und daher eine übermäßige Anzahl von Cometen oder Schwanzsterne zu vermuthen wäre, so hat er, der Vizepräsident, Graf von Stein, ohne den geringsten Zeitverlust mit den übrigen Sociis darüber zu konferiren, und nicht allein auf die Ergründung solcher Unordnungen, sondern auch auf Mittel und Wege, wie denselben am besten abzuhelfen, sorgfältig bedacht zu sein; und ob es zwar durch den Unglauben der Menschen dahin gediehen, daß die Kobolde, Gespenster u. Nachtgeister dergestalt aus der Mode gekommen,

daß sie sich kaum mehr sehen lassen dürften, so ist dennoch dem Vizepräsidenten, Grafen von Stein, aus dem Praetorio und andern bewährten Autoribus zur Genüge bekannt, wie es an Nachtmähren, Bergmännlein, Drachenkindern, Irwischen, Nixen, Weh-wölfen, verwünschten Leuten und andern dergleichen Satansgesellschaften nicht mangelte, sondern daß deren eine große Anzahl in den Seen, Pfühlen, Morästen und Heiden, Gruben und Höhlen, auch hohlen Bäumen verborgen liegen, welche nichts als Schaden und Unheil anrichten, und wird also der Graf v. Stein nicht ermangeln, sein Außerstes zu thun, um dieselben, so gut er kann, auszurotten, und soll ihm jedes von diesen Untieren, welches er lebendig oder todt liefern wird, mit sechs Thaler n bezahlt werden.“

* Wenn um's Jahr 1725, im sogenannten aufklärten Jahrhundert, und fast 200 Jahre nach der Reformation ein solcher Aberglauben unter den Gelehrten statt hatte, — wer kann es da den Angelehrten unserer Zeit verzeihen, wenn sie an Hexen und Gespenster glauben? —

Die Glückeräder im Narrenhause.

Ein russischer, bei Lebzeiten für sehr reich und klug gehaltener Graf Golowin war insolvant gestorben, und man fand keinen andern Ausweg, der besonders großen Zahl seiner unbemittelten Gläubiger zu ihrem Gelde zu verhelfen, als seine hinterlassenen Güter und andere Habseligkeiten durch eine Lotterie auszuspielen. Der Kaiser gab nur höchst ungern seine Zustimmung, und nur die dadurch erzielte Rettung vieler armen Leute vom Bettelstabe bezog ihn dazu. Das Neue einer solchen Auspielung reizte nicht wenig reiche und arme Leute, ihr Glück, oft mit großer Aufopferung, zu versuchen; denn das Loos kostete fünfzig Rubel. Ein hoher in Rußland versehener Offizier ließ sich auch verleiten, eine Menge Loose zu nehmen und fast sein ganzes Vermögen auf's Spiel zu setzen. Unglücklicher Weise ging er bei der Ziehung leer aus, und verfiel darüber in Wahnsinn. Dem Kaiser ging sein Zustand sehr nahe, und als nach beendigter Ziehung die für diese Lotterie ernannte Commission seine Befehle darüber einholte, was mit den Glückerädern geschehen sollte, erwiderte Alexander lebhaft: „Man bringe sie ins Narrenhaus, dort ist ihr Platz. Halten Sie sich versichert, daß sie ihn bei meinen Lebzeiten nicht verlassen werden.“ Die Wahrheit dieses Ausspruches wird vom Erzähler verbürgt, der die sonderbaren Deliquenten im Narrenhause zu St. Petersburg selbst sah.

Ursprung der Wanzen, Flöhe, Fliegen und dergleichen Insekten.

Swlin erzählt in seiner Reisebeschreibung eine sonderbare Sage von dem Ursprunge dieser Insekten, welche sich unter einer Kurdenfeste, die damals am Fuße des Berges Sindschar wohnte, erhalten hat: „Als Noah's Arche ein Leck durch das Anstoßen an einen Felsen in der Nähe des Berges Sindschar bekam, und Noah an seiner Rettung fast verzweifelte, versprach ihm die Schlange Hülfe in seiner Noth, wenn er ihr gestatten wolle, sich nach der Sündfluth von menschlichem Fleische nähren zu dürfen. Noah sagte es zu, und die Schlange legte sich in den Riß und verstopfte so durch ihren Körper das Leck. Als das Wasser hierauf sich vertief, und alle Bewohner der Arche sich ins Freie begaben, machte die Schlange an das ihr gegebene und durch ein Pfand verbürgte Versprechen; aber Noah warf auf Gabriels Rath das Pfand in's Feuer, und streute die Asche in die Luft, und daraus entstanden dann Fliegen, Flöhe, Wanzen und andere dergleichen unangenehme Geschöpfe, die vom Menschenblute leben.“

C u r i o s a. — Auf einem Gottesacker in Sachsen befindet sich folgende originelle Grabschrift: „Ich Endesgefertigter besätigte hiermit, daß ich am 11. Februar